

Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor(en): **Möschlin, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 28

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641668>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 28 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 15. Juli 1922

Im Wandern.

Von Freiherr v. Eichendorff.

So ruhig geh' ich meinen Pfad,
So still ist mir zu Mut,
Es dünkt mich jeder Weg gerad'
Und jedes Wetter gut.

Wohin mein Weg mich führen mag,
Der Himmel ist mein Dach,
Die Sonne kommt mit jedem Tag,
Die Sternlein halten Wacht.

Und komm' ich spät und komm' ich früh
Ans Ziel, das mir gestellt:
Verlieren kann ich mich doch nie,
O Gott, aus deiner Welt.

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin.

28

Am Abend packten sie gut auf. Sie ließen in der großen Stube die Lampe brennen und stellten sich ans dunkle Fenster im Zimmer nebenan. Und der verdächtige Fremde kam wirklich. Er ging dicht an ihrem Fenster vorbei. Das Licht der hellen Stube fiel ein paar Augenblicke lang klar und deutlich auf ihn. Dann sahen sie, wie er auf eine Holzbeige stieg und vorsichtig und verstohlen in die beleuchtete Stube schaute.

„Er sieht eigentlich nicht gefährlich aus,“ sagte die Magd, „soll ich ihn hereinrufen?“ Rösli brachte kein Wort hervor. Sie schüttelte bloß verneinend den Kopf. Sie hatte den Fremden erkannt. Es war der Maler Franz Blumer. Was tat der da oben? Was wollte er?

„Warum haben Sie ihn jetzt nicht hereingerufen?“ fragte die Magd, als er wieder verschwunden war, „wir zwei wären sicher mit ihm fertig geworden. Ich glaube nicht, daß er zu den bösen Menschen gehört.“

„Nein, das glaube ich auch nicht,“ sagte Rösli mühsam. —

„Aber Sie sind doch auch ein wenig erschrocken,“ sagte die Magd, „ja, ja, das hab' ich mir schon gedacht.“

„Ich bin wirklich ein wenig erschrocken,“ gestand Rösli.

Am nächsten Vormittag kam die Magd auf einmal ganz außer sich in die Stube gelaufen. „Der Fremde ist wieder da; aber er hat angeklopft und sogar seine Visitenkarte abgegeben.“

Rösli brauchte sie nicht zu lesen. „Führen Sie ihn herein,“ sagte sie.

„Soll ich in der Nähe bleiben?“ fragte die Magd mit wichtiger Miene.

„Nein, Sie brauchen nicht in der Nähe zu bleiben,“ sagte Rösli lächelnd.

„Haben Sie den Revolver?“

„Gewiß hab' ich ihn — aber lassen Sie mich jetzt in Ruhe und führen Sie den Fremden herein!“

Ihre erste Begrüßung war still und verhalten. Sie setzten sich ans Fenster und prüften einander verstohlen. Er ist mager und bleich, dachte sie. Sie ist älter und ernster geworden, dachte er.

„Hoffentlich fassen Sie meinen Besuch nicht als Zudringlichkeit auf,“ sagte er entschuldigend. „Da ich zufällig in Ihrer Nähe wohne, konnte ich es nicht über mich bringen, an Ihrem Hause vorüberzugehen.“

Er hat etwas gelernt, dachte sie. Aber ich auch. „Besten Dank für Ihre Freundlichkeit, Herr Blumer.“ Und nach einer kleinen Kunstpause. „Daß Sie die Absicht hatten, unser Häuslein zu besuchen, erfuhren wir schon gestern abend!“

Er wurde rot und sagte stotternd: „Ich war auf einem Spaziergange, und da es mich jeweilen interessiert zu wissen, wie die Leute hausen, so habe ich mir die nicht gerade schöne Gewohnheit angeeignet, in die Stuben zu gucken. Hätte ich gewußt, daß Sie hier wohnten, so wäre es mir natürlich nicht eingefallen!“

„Wirklich nicht? Schade, meine Magd und ich hatten uns schon geschmeichelt, der Zielpunkt ganz besonderer Aufmerksamkeit zu sein! Wie sind Sie denn überhaupt zu uns heraufgekommen? Hierher verirrt man sich doch gewöhnlich nicht!“

„Ganz zufällig. Soweit es nun eben einen Zufall gibt. Ich wollte Wald- und Bergbilder malen und wählte

drum dies Tal. Und dann erfuhr ich, daß außer Wäldern und Bergen auch Sie hier wohnten.“

Er hat so gut reden gelernt, dachte sie, daß er es fertig bringt, auch nicht ein Schimmerchen von dem zu verraten, was er denkt. Es muß ihm nicht gut gehen.

„Wo wohnen Sie?“ fragte sie.

„Da drüben,“ sagte er und zeigte ihr ein einsames Häuslein auf der andern Talseite, das ihrem Hause gerade gegenüber lag.

„Viel Sonne haben Sie nicht,“ sagte sie.

„Genügend,“ sagte er, „denn...“, aber dann schwieg er.

„Geh't's Malen gut?“ fragte sie.

„Sehr gut,“ antwortete er.

„Darf man sich einmal Ihre Bilder ansehen?“

„Später. Sobald die Rahmen angekommen sind. Man muß Bilder im Rahmen sehen!“

„Sie sind ja inzwischen ein berühmter Mann geworden!“

Er zuckte die Achseln. „Ich glaube, der berühmte Mann selber hat sehr wenig davon!“

„Aber Sie sind wohl jetzt glücklich, daß Ihre Bilder Erfolg gehabt haben?“ Ich will doch sehen, ob ich nicht endlich ein aufrichtiges Wort aus ihm herausbringe, dachte sie. —

„Ach,“ sagte er, „nicht das vollendete, gemalte Bild macht glücklich, sondern das beständige Neuschaffen, die künstlerische Empfängnis. Wenn man einen leiblichen oder seelischen Schnupfen hat, dann ist man unglücklich — und wenn die schönsten Bilder um einen herumhängen!“

„Soviel ich gehört habe, rechnet Sie die Kritik zu den vielversprechenden Talenten.“

„Wollen Sie mich ärgern, Frau Steiner?“

„Ist denn das etwas Beleidigendes, zu den Vielversprechenden zu gehören?“

„Es verpflichtet. Und Verpflichtungen drücken!“

„Aber Verpflichtungen dieser Art sind ja die aller-schönsten!“

Er zuckte die Achseln. Sie schwiegen beide. Plötzlich erhob er sich mit einem raschen Ruck und nahm Abschied.

„Werden Sie noch lange hier bleiben?“ fragte er.

„Wahrscheinlich nicht.“

„Darf man fragen, wo Sie dann wohnen werden?“

Dabei senkte er den Kopf.

„Bei meinen Eltern.“

„Bei Ihren Eltern?“ Der Tonfall seiner Frage ver-schob sich plötzlich vom Gleichgültigen zum Erregten.

„Ja, Besuch.“

„Ach so. Ja. Meine Empfehlungen an Ihren Herrn Gemahl. Adieu, Frau Steiner. Es hat mich sehr gefreut, Sie wieder einmal zu treffen.“

Er hielt ihre Hand vielleicht etwas länger als nötig war in der seinen.

„Sie sind bei mir immer willkommen, Herr Blumer!“

Er schaute sie überrascht an. Aber ihre Augen waren ruhig und höflich freundlich. Da ging er.

Herr Blumer, Frau Steiner! Komödie, Komödie! Rösli hatte das Gefühl einer großen Wirrnis, in der sie selber wie verzaubert mitten drin stand.

Als am gleichen Tage ein Brief von ihrem Manne kam, worin er ihr mitteilte, daß es ihm bis dahin nicht möglich gewesen sei, den schweren Weg zu gehen, nidte

sie verständnisvoll. Ihre Antwort war kein strenger Befehl und keine hochmütige und herablassende Belehrung und Ermahnung, sondern ein herzlicher Zuruf: Raff dich auf! Was sie ihm schrieb, sagte sie sich selber.

Sie wartete drei Tage auf Franz Blumer. Aber er erneuerte seinen Besuch nicht. Die Frage: War hier Sehnsucht, die sich schamhaft versteckte? wurde immer brennender. Sie fühlte: Hier mußten Schleier weggerissen, Maskeraden entlarvt werden, ehe es zu spät war. Das Glück machte vielleicht noch einmal den Versuch, zwei zusammenzuführen, die zusammengehörten. Aber es mußte ihm etwas nachgeholfen werden.

Wieder hatte Hans geschrieben, er sei zu feige. Wieder hatte sie ihm Mut zugesprochen, Mut, den sie selbst nicht hatte. Aber eine Bemerkung hatte sich in ihr festgehaft und trieb sie zum Handeln: Du hast gut reden, hatte er geschrieben.

Da Franz nicht zu ihr kam, ging sie zu ihm. Die bäuerische Besitzerin, die von kurzangebundener, unwirksamer Art war, empfing sie mit mißtrauischen Blicken. Der Fremde sei nicht daheim, brachte man mit Müß' und Not aus ihr heraus. — Ob man nicht sein Zimmer sehen könne? fragte Rösli. Sie möchte gern ein Bild kaufen. — Im Zimmer seien keine Bilder. — Ja, ob denn der Herr Blumer nicht male? — Sie habe noch nichts davon gesehen. Er sei überhaupt ein merkwürdiger Mensch. Die längste Zeit sei er am Fenster und taue die vereisten Scheiben auf, um dann nach jenem Hause auf der anderen Talseite hinüberzuschauen, als ob dort wunder was zu sehen wäre. Wenn er wenigstens nach der Kirche schaute!

Es war ihr Haus!

Aber ob man das Zimmer nicht vielleicht doch anschauen könnte, vielleicht wäre es gelegentlich etwas zum Mieten. — Nun ja, anschauen könne man es schon. Es sei kein schlechtes Zimmer. Man brauche sich seiner nicht zu schämen. — Und sie ging eine wacklige Treppe hinauf, öffnete eine Türe, die dem dunklen Gang etwas Helle freigab, und führte sie in eine getäfelte Stube. — Da schaut! — Aber in diesem Augenblicke begann es in der Küche zu zischen, der Geruch angebrannter Milch stieg zu ihnen herauf. Die Bäuerin nahm es als ein Gottesgericht: Diese Fremden laden einem doch immer etwas Uebles auf den Hals, schimpfte sie und lief heftig lärmend die Treppe hinab.

Da stand nun Rösli ganz allein im Zimmer. Große Bilder suchte sie vergebens. In einer Ecke stand eine leere, unbenutzte Staffelei. Auf dem Tische lagen ein paar weiße Blätter. Ihre Neugierde wuchs. Wo war denn seine Kunst! Sie schaute sich nochmals um. Sie konnte nur in der Tisch-schublade sein. Geschlossen war sie nicht. Nach einigem Zaudern zog sie am messingenen Griff. Da fand sie auf vielen Blättern bescheidenen, ja teilweise bloß notizbuchgroßen Formats seine Bilder und auf diesen Bildern — sich selbst. Das war also sein Geheimnis. Sie wußte nicht recht, sollte sie auf die Knie fallen oder jauchzen.

Aber da knarrten Treppenstufen in ihr Bilderbeschauen hinein. Die Schublade im Nu zugeschoben, ein paar Schritte gegen das Fenster getan — mochte kommen, wer wollte. Es war Franz. Sein ganzes Wesen zeigte Verlegenheit.

Aber Rösli ließ sich nichts anmerken. „Ich möchte gern Ihre Bilder sehen,“ sagte sie.

„Ich habe sie eben weggeschickt,“ sagte er langsam.

„Ist das wahr?“ fragte sie.

„Nein, es ist nicht wahr,“ sagte er noch umständlicher.

„Das Leben scheint ja für Sie recht armselig und schwer geworden zu sein!“

Er nickte, ohne sie anzusehen.

„Malen Sie gar nichts mehr?“ fragte sie. Er schüttelte als Antwort bloß den Kopf.

„Vergessen Sie nicht die Tischschublade,“ sagte sie leise.

„Haben Sie ihren Inhalt gesehen?“ fragte er verwirrt.

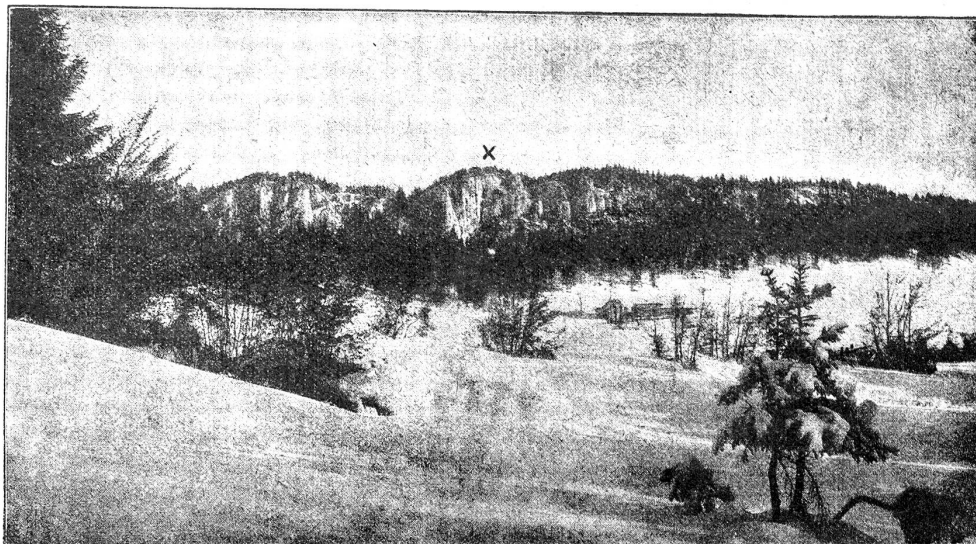
„Ja, flüchtig.“

Da reäkte er sich.

„Nun denn, wenn meine ganze Schwäche und Demütigung schon offenbar geworden ist, so möge alles offenbar werden. Ja, ich zeichne und male und das ewige Thema sind Sie! Wenn ich aus dem Fenster schaue, tue ich es Thretwegen. Thretwegen kam ich her. Niemand hat ein Recht, mir dies zu verwehren. Denn der Mensch hat das Recht zu lieben, auch wenn er nicht wieder geliebt wird. Ich kann Ihnen schwören, ich hätte mich Ihnen kein zweites Mal als Besuch aufgedrängt. Aber nun tun Sie es selber. Sehen Sie etwas, das Ihnen nicht gefällt, so ist es Ihre Schuld. Hören Sie etwas, das Sie lieber nicht hören möchten, so ist es Ihr Fehler. Warum kamen Sie? Ich habe Sie nicht gerufen!“

Mit triumphierendem Entzücken lauschte sie seiner Rede, die sie so herrlich erlöste. Aber noch bezwang sie sich und ruhig sagte sie mit gleichgültiger Maske: „Selbstverständlich ist es Ihr Recht zu lieben, wen Sie wollen. Daß ich es bin, beschämt mich eher, als daß es mich beleidigt. Doch ließ ich mir ganz gern erklären, wie alles gekommen ist. Sie sehen, wir sind grausam, wir Frauen, denn wir wollen sogar auch die Gründe wissen, wenn uns einer verehrt, ganz über die verdienten Maße.“

„Ich war stolz, und herrlich ging das Malen,“ sagte er leise, und widerwillig und gezwungen klang seine Stimme, „der Erfolg war da, und ich meinte, auf ruhiger und sicherer Bahn voranzuschreiten. Aber als ich die zehn Bilder gemalt hatte, da kam Verdruß und Enttäuschung über mich und lähmte mich. Erfolg hatte ich, aber wo blieb das Glück? Ein Schweizer war ich — aber war ich irgendwo daheim in der Schweiz? Ich wußte, daß zwei Menschen genügten, um eine Menschheit zu bilden. Ich wußte, daß man eine Wüste in eine Heimat verwandeln konnte — zu zweit. Da rückten die Bilder vor mir ab — ich wollte das Glück und nicht die Kunst. Und was ist das Glück für einen Mann? Ein Weib, man mag sagen, was man



Der Dilltschkopf (X), in dessen unterem Teil sich das Nidlenloch befindet. — In der Mitte unten das Gasthaus Hinterweissenstein. (Zu dem Aufsatz „Eine Expedition ins Nidlenloch“, S. 361.)

will. Und ich schaute nach links und nach rechts, ob ich nicht eine fände. Aber ich fand keine. Mein Blick war verdorben — durch Sie. Mein Maßstab hieß — Rösli. Diese einzige aber hatte sich einem andern — wie sagt man auch gerade — vermählt! Das war nun hinterher recht schwer zu tragen. Im Sommer hatte ich es noch nicht gespürt. Im Sommer ist alles leichter. Da hatte ich wohl gemeint — was man nicht immer alles meint, nicht wahr — dieser Zwischenfall, dieses kleine, höchst unschuldige Abenteuerchen, sei überwunden. Aber da traf ich Sie noch einmal auf der Treppe, in der Kunsthalle — ja, dich traf ich noch einmal auf der Treppe! Warum soll ich dir nicht mehr du sagen, wenn du schon die Frau eines andern bist? Du bist in meine Stube gekommen, nun mußt du dir dafür auch du sagen lassen. Wenn es dir aber nicht paßt, gut, dort ist die Stiege!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Expedition ins Nidlenloch.

Von Otto Braun.

(Nachdruck unterzagt.)

Bis in die 80er Jahre war diese Höhle nicht genauer bekannt. Der erste, der sie zu wissenschaftlichen Zwecken besuchte und in weitem Kreise bekannt machte, war der Solothurner Naturforscher Prof. Joh. Hug, der Erstbesteiger des Finsteraarhorns (geboren 1796 in Grenchen, Solothurn). Sein erster Besuch fiel ins Jahr 1821. Später geriet die Höhle wieder in Vergessenheit, bis Mitglieder der Sektion Weissenstein des Schweizerischen Alpenklubs durch wiederholte, oft recht mühsame Expeditionen das Interesse fürs Nidlenloch aufs neue wachriefen und Gewissenheit brachten, daß von dem bisher erreichten Punkte noch eine ganze Reihe von Grotten, oft durch enge Gänge getrennt, ins Innere des Berges führten. Eine Unternehmung der Höhle (1889) förderte mancher Neues zutage. Viele Irrgänge wurden durchstreift und manche ich abstürzende Stellen mit Hilfe von Tauern und Strickleitern überwunden. Neben verschiedenen für das Werk der Erforschung des Nidlenlochs begeisterten Männern verdient besonders der im Jahre 1921 verstorbene Apotheker W. Forster in Solothurn genannt zu werden, der weder Kosten noch Mühe gescheut hatte, die Kenntnisse über diese Höhle zu erweitern. Unter seiner Leitung fanden in